

Verwand, ein fünfjähriger Knabe, in der Managerie zu dem im Hintergrunde seines Käfigs sitzenden Löwen: „Komm nur her, Löwe, ich bin Dir nichts!“

Mama, wie kommt es, daß Du graues Haar hast?“ fragte ein kleines Mädchen ihre Mutter.

Das kommt davon, mein Kind, weil Du mir so viel Verdruß machst, antwortete die Mutter.

„Ach, Mama“, meinte die Kleine, „scharf nur die arme Großmama, deren Haar ist schon ganz weiß! Was müßt Du als Kind ihr für Kerger und Verdruß gemacht haben?“

Karlchen zu seiner jugendlichen Tante, während diese die Blumen im Garten begüßte:

Tante, mir ist Du auch mit einer Gießkanne begossen?“ Tante, verwundert . . . „Aber Karlchen, bist Du toll! Beschalt denn?“ Karlchen: „Nun, die Mama sagt doch immer, Du bist auch so ein nettes Häschen, das man sehr hüten muß!“

„Ich bitte um ein Stüchgen Kuchen“, sagt Lieschen; „ich bringe den Kaffee so trocken nicht herunter!“

Vater: „Wilhelm, Du Eatermenschenjunge, Du hast Dich schon wieder erlaubt!“ Wilhelm: „Mein Vater, ich habe mich nicht erlaubt!“ Vater: „Du hast ja eine Kanne auf der Stirne.“ Wilhelm: „Ich habe mich geblüht, Vater.“

Vater: „Was? geblüht? Na, warte, ich will Dich lägen lehren! Wie kannst Du Dich denn da oben beigen?“ Wilhelm: „Ich — ich bin auf einen Stuhl getiegen.“

Ein Lehrer fragte einen Schüler: „Wozu dient das Brot hauptsächlich?“ Schüler: „Um Butter darauf zu schmieren!“

Mutter, der Eduard läßt mir gar keinen Platz im Bette!“ — Keinen Platz? „Wißt er denn nicht, daß die Hälfte haben?“ — Er will keinen Platz in der Wiege haben und ich soll auf beiden Seiten liegen!“

Gouvernante: „Kannst Du mir sagen, weshalb der liebe Gott aus Euboda und Gomorra Feuer und Schwefel regnen ließ?“ Kleines: „Weil — es damals noch keine schwebelichen Streichhölzchen gab!“

Motiv und Motus, zwei Knaben von fünf und drei Jahren, haben sich luden an den Steinertisch zum Mühlsteig niedergelassen. Motiv bemerkt, daß sich nur eine Spitzhose auf dem Tisch befindet und stimmt sofort ein nachbarsches Weibchen an.

„Aber Motiv, mein lieber Junge, warum weinst Du denn so schrecklich?“ fragte die besorgte Mutter.

„Weil für Motus keine Apfelsine da ist!“ schluchzte der fürsorgliche Vater.

Der kleine Max ist vom Baum gefallen. Fremder: „Kleiner, hast Du Dir beim Fallen was getan?“ Max: „Nein, beim Fallen nicht, aber wie ich unten angekommen bin!“

„Bitte gib mir noch etwas Zucker zu den Verbesseren!“ ruft ein Knabe seine Mutter an, die der Meinung ist, daß er schon zu viel genascht.

„Wißt Du, Mama“, ruft er nach einer Weile dergleichen Wartens trocken hinzu, „was in unserer Kirche passiert ist? Hier wohnte ein kleiner Junge, dem seine Mama auch keinen Zucker zu den Verbesseren geben wollte, und —“

„Nun — und?“ fragte die Mutter.

„Und am nächsten Tage ist der Kerne in eine Grube getürrt“, beendet der Knabe seinen Bericht.

Die kleine Anna hat sich auf dem Jahrmart von der Hand ihres Vaters verloren und sucht ihn suchend, jeden ihr Begegnenden:

„Bitte, haben Sie nicht einen Peter ohne ein kleines Mädchen gesehen?“

Mutter (söhnlich): „Aber, Hans Junge, Du hast ja schon wieder Lächer in den Schlingen!“

Hans (in Verlegenheit): „Ja, Mama, da kann ich nicht dafür, die sind in der Nacht vom Stuhl gefallen!“

Lehrer: „Wie viel Zähne hat der Mensch?“ Schüler: „Den ganzen Mund voll!“

Lehrer: „Nicht, Kinder, weil ich noch einmal ein Kästchen ausgehen. Das ist das: Wenn man jung ist, so wünscht man es, und wenn man's hat, so wünscht man es gar nicht mehr.“

Peter: „Ich weiß es, Peter Vater!“

Lehrer: „Gute Frau!“

Lehrer, betroffen: „Wer hat Dir das gesagt?“

Peter: „Mein Vater!“

Lehrer, verlegen: „Um! Es ist nur nicht ganz richtig, es ist wahr, es paßt; aber — eigentlich hatte ich das Alter gemeint!“

„Du trinkst noch eine Tasse Kaffee, lieber Franz“, sagte eine Nachbarin zu dem kleinen Eschchen ihrer Sturzahnbarn, das sie zum Kaffee bei sich eingeladen hatte.

„Ich darf nicht, Mama hat es mir verboten“, entgegnete der kleine Franz.

„Was hat Deine Mama gesagt?“

„Mama sagte: Du darfst bei der Frau Nachbarin nicht so viel essen, wie sie bei uns!“ (B. V. C.)

Knack-Mandeln.

Auflösung des 367. Preisräthfels: „Wäghermotte.“

Wichtige Lösungen gingen ein. Die Gesamtzahl der Einlieferungen betrug 49. Das Räthsel wurde richtig gelöst: aus Halle von: H. Wittich; von auswärts von: Marg. Gohjan, Naumburg.

Preis: Chamisso's Gedichte, Manuscript und eleg. geb. aufsil auf A. Wittich, hier.

368. Preisräthfel.

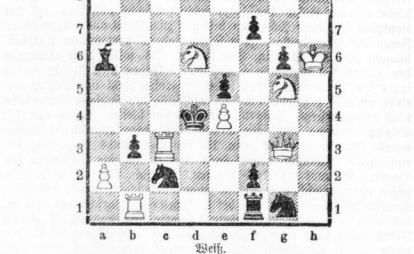
Falsch, in eilemder Lauf, verbinden wir schnell die Getreuten, Fringen Kunde und Gut sicher von Lande zu Land. — Bald doch hege ich Mü, bewege mich nur auf der Stelle, Denn ein strenges Geles staft mich, verlaß ich den Pfad.

Preis: Sakuntala. Dichtung in 5 Gesängen mit herrlichen Illustrationen. Ein Prachtwerk.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen, denen die Abonnementsbeurteilung vom laufenden Monat beizufügen ist, sind spätestens bis nächsten Donnerstag abzugeben. Bei mehreren richtigen Lösungen entscheidet in Gegenwart von Jüngern das Loos. Abonnenten, die im Laufe des Monats bereits eine Lösung mit Abonnementsbeurteilung eingekandt haben, wollen bei wiederholten Einlieferungen dies gest. der Kontrolle halber angeben.

Schachaufgabe.

Von Ehrenstin.



Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge Matt.

Lösung der Schachaufgabe aus Nr. 28. Von S. Reibanski.

- 1. Ke1-Dal, Ld7, Sd4, d5, Be2, f4, g4; e4w, Ke4, Tg7, S1, h3, Ba5, e6, c7.
- 2. Dal-c3, Ke4xd5. 2. Ld7-c6 + x.
- 3. c6xd5. 2. Ld7-f5 + x.
- 4. Tg7xf7. 2. Sd5-f6 + x.
- 5. Dropparanten 2. Sd5-f6 + und 2. Dc3-d3 + x.

Ein leicheres oder gefälligeres End.

Salle'sche Familien-Blätter

Wöchentliche Gratis-Beilage des General-Anzeiger für Halle und den Saalkreis.

Nr. 30 Halle a. S., den 24. Juli 1898.

Erste Liebe.

Novellette von Robert Caspel.

(Nachdruck verboten.)

Von tiefer Bewegung, die ihm das Herz abdrücken wollte, wurde Daniel Charney, lobend auf dem Hofstege zu Tours aus dem Waggon aussteigend, ergreifen und er hätte fast geweint. Und doch war es keine schmerzliche Erinnerung, die ihn überkam, im Gegenstich gedachte er der schönen Tage einer glücklichen Kindheit, die er in dieser anmutigen Stadt verlebte hatte. Kurz vorher hatte er sich im Eisenbahnwagen darauf geirret, den blühenden Garten seines Onkels Benjamin wiederzusehen, dessen helles Lachen das Haus erfüllte, wo er ehemals als Schüler manche Ferienwochen zugebracht hatte. O wie lag so weit jene glückliche Zeit der Sorglosigkeit und der Freude! Der Gedanke, daß seitdem fünfzig Jahre verstrichen waren, die so viele seiner süßen Träume zerstört hatten, rief diese Gemüthsbewegung hervor.

Und doch war ihm jetzt ein anderes Bild erschienen! Er liebte von Herzen sein junges Weib, das ihm zwei liebliche Kinder geschenkt hatte, und suchte sich von ihr wieder geliebt. Nichts Süßeres gab es für ihn, als wenn er des Abends in sein trautes Heim zurückkehrte, wo drei Herzen nur für ihn schlugen. Freilich wußte er damals, wenn er in den Ferien als Schüler auf derselben Station ausstieg, wo ihm Daniel Benjamin und Tante Julchen erwarteten, noch nichts von den Sorgen des Geschäfts, er laubte noch nicht den harten Kampf ums Dasein, der ihm, kaum dreißig Jahre alt, jetzt weiße Fäden in sein schwarzes Haar gemischt hatte.

„Wer Daniel war Philosoph. „Ach was“, dachte er, „soll ich jetzt wie ein altes sentimentales Weib nun meinen eckstündigen Lebenserfolg meinen? Ist der Weg dahin, so liebe der Sommer!“ Damit hing er in die Droschke.

Im Uebrigen schien ihm die Stadt einen freundlichen Empfang zu bereiten. Die Nationalstraße glänzte im Sonnenlicht und war belebt von zahlreichen Kavalieroffizieren in ihren glänzenden Uniformen. Auf der großen Brücke, welche über die Loire führt, bewunderte er den breiten Strom mit seinen in der Sonne glänzenden Fischen, mit seinen grünen Inseln und gelben Sandbänken. Vor der Brücke hatten ihn die Statuen von Nabelas und Descares, umgeben von prächtigen Anlagen, wie alte Bekannte begrüßt und geräudend winkte ihm der majestätische Thurm der alten Kathedrale entgegen, so daß er den Eindruck hatte, als sei seit seiner letzten Reise hierher erst ganz kurze Zeit verstrichen — und doch war es schon so lange her. Nichts in der That hatte sich verändert. Den Kunstler, der ihn suchte, glaubte er auch schon gesehen zu haben; wohlthätig, es war derselbe, mit dem er damals in Begleitung seines Onkels nach St. Avertin fuhr, wo er seine erste Cigarette geraucht hatte.

Dankels Ankunft war ein großes Fest im Hause des Onkels, er seinen Neffen mit hellem Lachen empfing, während Tante Julchen ihn zuerst mütterlich umarmte und ihm dann in sanften Worten Wortworte machte, daß er seine Ankunft nicht wenigstens durch ein langes Telegramm angemeldet hatte.

Daniel erklärte ihm, daß er sich auf den Heimweg von einer Geschäftsreise befände, und ihm erst unterwegs im Waggon der Oberbahn gekommen sei, sich einige Stunden in Tours aufzuhalten; noch heute Abend werde er wieder abreisen.

„Unterdeß, mein Junge“, rief der Onkel, „gehe ich in den Keller, um eine Flasche alten Weißweins heranzuziehen. Der soll

Die munden, mein Junge! Und während die Tante ein artiges junges Gulin schlachtete und zubereitete, besuchte Daniel alle Zimmer des Hauses. Kein Gegenstand hatte in den fünfzig Jahren seinen Platz verändert; im Vorhof waren an den Wänden noch die Waffen, die der Onkel als Andenken aus dem Kriege von 1870 mitgebracht hatte, und auf dem Kammin des Speisemimmers standen noch die preislichen Granaten, aus denen der Onkel Tabakspfeife gemacht hatte.

Aber nach dem Frühstück, als Daniel, während der Onkel im Geschäft nachah und die Tante sich in der Wirtschaft zu schaffen machte, im Garten spazieren ging, beschlich ihn von Neuem die wehmüthige Stimmung, in die er schon auf dem Bahnhofe, als er den Zug verließ, gekommen war. Er richtete die Augen nach dem Nachbarhause, das in weitem Schimmer aus dem Grün des Parks hervorragte, und lange blieb sein Blick auf dem hellen Vorhang eines Fensters haften, das nach des Onkels Garten ging. Laut klopfte sein Herz. Wie ein Traum sah er auf dem Balkon ein junges Mädchen erscheinen, mit Wangen wie rother Sonnen mit dunklen Augen und Lippen rath wie die Rosen, die an der Mauer emporstarrten. Sie war sechzig Jahre alt, wie er. Ihre schwarzen Locken fielen auf eine Kränze von weißen Spitzen, und in ihrem Hute gab das Ansehen einer Spanierin. Sie blinnte sich um, ob sie auch von Niemandem gesehen werde, und wusch ein mit einem Steine beschwertes Veilchen herab, das zu Daniels Füßen niederfiel. Schnell hob er es auf, und das liebliche Mädchen verschwand, nachdem sie ihm ein Knipshändchen zugeworfen hatte. „Ach! heute war das alles nichts als eine lässige, schwärzliche Erinnerung — und die Vorhänge blieben geschlossen.“

„Das war aus der reifen Angellia geworden, die einst auf diese Weise auf die lebenshofflichen Briefe des Jünglings geantwortet hatte? Ehler war sie verheiratet, wie er, war eine gute Hausfrau geworden, die ihren Gatten auf den Händen trug und ihre Kinder über Alles liebte. Gemüth war der kleine Daniel Charney lange aus ihrem Gedächtniß entschwunden. Das liebliche Joch der ersten Jugendliebe war für immer dahin.

Tausend selige Erinnerungen tauchten in Daniels Gedächtniß wieder auf: wie sie sich unter dem Schatten des großen Kastanienbaums im Nachbarpark ihre Liebe erklärten, wie sie verlobten Winnen und Küsse wechselten; wieder fönte ihm in den Ohren Angelias schwermüthiger Beiang, dem er einst im Mondenschein entzückt gelaugt hatte, wieder sah er sie an seinem Arm am Winterfald spazieren gehen und hörte, wie sie sich gegenseitig ihre Liebe bekundeten und dann kam der Trennungschmerz.

Büßlich kam ihm noch eine andere Erinnerung. Während der letzten Ferien, die er bei dem Onkel verlebte, hatte es Angelias Mutter bemerkt, wie sie einem Brief in den Nachbargarten wusch, und die jungen Weiden hatten deshalb verwendet, ihre Briefe in einem Mauerloch zu verbergen, hinter einem Steine, der leicht zu entfernen war. Daniel machte sich nun auch dieses Versteck wiederzusehen. Die alte Mauer, an der mittelst Weiu und Epheu emporstarrte, war noch in demselben verfallenen Zustande wie früher, leicht fand er den Stein, in den er einstmals mit dem Messer ein A eingegrift hatte, und hob ihn auf. In dem Loche, in welchem zwei kleine Schneiden ihre Heim angehängelagen hatten, lag er ein verfallenes, beschimmertes Papier. Mit pochendem Herzen zog er es hervor und faltete es auseinander. Es war ein Brief von Angelia, und zitternd las er:

Mein theurer Daniel! Seit fünf Jahren bist Du nicht mehr in Tours gewesen,



und ich habe keine Nachicht mehr von Dir; aber ich habe noch immer die Hoffnung, daß Du eines Tages kommen und mich unterem Beside gehen wirst, wo Du einen Brief von mir findest. Ich weiß, daß es unmöglich ist, daß Du mich jemals vergißt, denn Du bist mit gedehnten, mit treu zu bleiben für immer. Ich liebe Dich mein ganzes Leben lang. Und wenn das Schicksal uns nicht vereinigen will, dann hoffe, daß auch ich nicht mehr leben will. Will bezüglichen Wünschen und Küßen Deine Angellita.

„Was machst Du da, mein Lieber?“ rief Daniel Benjamin, der seinen Knecht geschickt hatte.

Daniel wuschte sich die Augen, derband den Brief in seiner Tasche und flammte verriet, daß er späteren gegangen sei.

„So, ein einfacher Spaziergang? ... Meinem eigenen! Nun aber ist's Zeit nach dem Bahnhof, ich werde Dich begleiten, da Du doch heute noch abreisen willst.“

„In der That war es Zeit. Sie gingen nach Hause und nach herzlich Abschied von der Tante ging Daniel in Begleitung des Daniels nach dem Bahnhof. Er antwortete unterwegs zerstreut auf alle Fragen des Daniels. Auf dem Bahnhof angekommen, fragte er endlich:

„Was ist denn eigentlich aus Angellita geworden?“

„Das weißt Du nicht?“ antwortete der Daniel; „Sie ist im vergangenen Jahre gestorben, das arme Weib! Ihr Vater hatte sie zu einer Person gegeben, mit einem Braune, den sie nicht liebte, und wie es scheint ...“

„Geschoren“, wiederholte Daniel, „gestorben! Was hat ihr denn geschah?“

„Die Kerle sind selbst aus ihrer Krankheit nicht recht klug geworden“, versetzte der Daniel; „aber ich weiß es ja. Ihr seid Euch in Eurer Jugend gut gewesen, nicht wahr? Nun, das sind Jugendträumerchen!“

Da rief der Schaffner: „Einsteigen nach Paris!“

Und Daniel fuhr traurigen Herzens ab — in sein Heim und sein Glück.

Humoristisches zur Meisezeit.

„Kom Meien ist im ‚Welt. Vörien-Cour.‘ zu lesen: „Wenn ich der Versicherung glaubwürdiger Leute trauen darf, so hat jetzt die Meisezeit begonnen. Wie man sieht, bevor man in das Jagd-Schloßchen und gelangt, durch eine Mauer von Hirschen durchessen muß, so muß man auch erst die Strapazen und Unbequemlichkeiten einer Eisenbahnfahrt überwinden, die man an den Ort seiner Sehnsucht gelangt. Das Meien an und für sich ist gar nicht so schlimm — aber die Mitreisenden! Es gibt nämlich Leute, welche die Unverfrorenheit so weit treiben, in dasselbe Coupé einzusteigen, in dem man bereits Platz genommen hat. Sie rücken sich dort häßlich ein und verlassen den Wagen nicht früher, als bis sie bei der Station angelangt sind, auf welche ihr Willst lautet. Im gegenwärtigen Augenblick drängt sich deshalb die natürliche Frage auf: Wie verhalte ich an angenehmen? Ich erlaube mir, im Nachfolgenden den Lesern einige Rathschläge zu ertheilen, die sich in meiner Praxis gut bewährt haben: Zunächst habe man sich vor einer Ueberfüllung des Coupés zu scheuen. Einmal die Hände auf das Gegenüberliegende Polster zu legen und seinen Schlaf zu heucheln, genügt nicht, da nachlässige Reisende im Stande sind, den Schlafers an den Beinen zu haken. Dagegen empfiehlt es sich, aus dem Wagenfenster hinaus zu sehen und ausser Ortbewohr in die Menge hineinzutreten: „Bitte, hierher, Schmeißer mama!“ Manche Reisende, die bereits einen Fuß auf das Trittbrett gesetzt haben, machen dann sofort wieder kehrt. Sind noch vier Plätze im Coupé frei und ein luxuriöses Ehepaar scheidet sich an, zwei davon einzunehmen, so jage man mit lebendwüthiger Zuversichtlichkeit: „Wardon, wenn die Gesellschaft nicht hier auf der anderen Seite Platz nehmen wollen — diese Plätze sind von einem Herrn?“

„Von was für einem Herrn?“

„Von einem Bestreckeranten, den ein Wärter aus Döllsdorf nach seiner Heimath zurücktransportirt.“

Im nächsten Augenblick ist das luxuriöse Ehepaar verschwunden. Jeder ist es trotz dieser Schritte nicht immer möglich, das Coupé ganz vollständig zu halten. Als Philoſoph muß man sich dann in sein Schicksal ergeben, falls man es nicht vorzieht, sich durch allerlei kleine Scherze auf Kosten besonders lästiger Mitreisender unterwegs anzuhelfen. Da ist z. B. ein Herr, der unter allen Umständen ein Gespräch antworten will. Wächst man sich die Ohren, so bemerkt er sofort: „Ja, es ist verdammt heiß heute“; geht dann auf die politischen Ereignisse des Tages über und sagt schließlich: „Dobrotren Sie an der Leber oder haben Sie sonst

ein kleines Leiden?“ Wenn man noch so kurz mit „Ja“ oder „Nein“ antwortet, es hilft nichts — der Redeflechte spinnt seinen Faden weiter. So wie sich ein Coupé-Dausler einen Dialog-Versuch macht, erwidere man sofort in aller Ruhe: „Ich unterhalte mich grundsätzlich nicht mit Idioten!“ und lehne sich dann in das Polster zurück. Als Gegenstück will ich hier noch einschalten, wie man in der unartiklichsten und unangenehmsten Weise mit einer süßlichen jungen Dame, die einem vis-à-vis sitzt, im Gespräch kommen kann. Man erhebt sich, nimmt seine Handtasche aus dem Beschlößchen, läßt ihn auf die Füße der stehenden jungen Person fallen und ruf: „Meine Schindige, ich bin frohlos! — verzeihen Sie meine Ungehörigkeit! — Gott, haben Sie entzückende Füßchen!“ und die Bescheidenheit ist gemacht. Zeit noch unangenehmer als der Herr, der durchaus reden will, ist der Mitreisende, der beständig läst. Raum hat sich der Zug in Bewegung gesetzt, so holt er Souleler, Salz, Würstchen, Butterbrode mit Schinken, Apfelsinen und Pfäumen hervor, natürlich Alles in Zeitungspapier eingewickelt. Diese Mundvortheile breitet er gemächlich auf seinen Knien aus. Man kann noch von Glück reden, wenn er keinen Passagier oder Kaufleute aus dem Gewande nimmt. Er ist mit schmerzlichen Begeben; man hat die eigenhämliche Empfindung, daß er Bestücke in die Natur macht. Es ist geradezu die Pflicht der Reisenden, diesen Genüß zu vermeiden, wenn sie verderben. Man beginne in zarter Weise mit der Frage: „Wie denken Sie über die Weisheit in Indien?“ Hilft das nicht, so fahre man mit einer klugen Wendung fort: „Die Unabwendigkeit, die heututage dem Verkauf von Lebensmitteln herrscht, ist geradezu ekelverregend! (Aberes Wort kann man auch zwei-, dreimal wiederholen!) Die Würstchen, die Sie da essen, sehen zwar sehr delicia aus, aber wenn man bedenkt, wer Alles je schon vorher in die Hände genommen hat, wie oft sie im Laden vielleicht schon auf die Erde gefallen sind, kann man wirklich den Appetit verlieren!“

„Gehört der Esel aber zu jenen rohen Naturen, die sich auch durch solche niederrückigen Bemerkungen nicht aus der Fassung bringen lassen, so geht es nur noch ein Mittel. Man hole ein Schändchen Zucker und ein Glaschen mit Walden-Extrakt und des Theilge, einige kleine Tropfen auf den Zucker und verschütte dabei die halbe Flasche!“

„Befindet sich ein junges Ehepaar im Zuge, das sich beständig zärtlich anlogt, so warne man den Augenblick ab, wo der Zug in einen Tunnel einbiegt. Plötzlich, inmitten der Finsternis, zünde man hurtig ein Wachkerzen an und halte es dem schönliebenden Pärchen unter die Nase! Die Wirkung ist verblüffend. Wenn man die vorstehenden Rathschläge befolgt, wird selbst die langwierigste Eisenbahnfahrt geradezu ein Genüß! ...“

Das Grab im Vujento.

Die Geschichte erzählt, daß Alarich, König der Westgoten, nachdem seine Scharen durch drei Tage Rom geplündert hatten, von dort nach Unter-Italien gezogen sei, um nach Sicilien überzugehen. Bei Colenza am Vujento habe jedoch Alarich der Tod ereilt (†410) und seine Krieger hätten beschlossen, ihren tapferen König im Vujentoflusse beizusetzen, damit seine Ashäre nicht durch unglückliche Hände entweiht werde. Sie leiteten daher den Fluß aus seinem Bette ab, gruben dann auf dessen Sohle das Grab und versenkten in dasselbe den todtten König, der seine volle Rüstung trug und auf seinem Schlachtpferde saß. Zugleich gaben sie dem Todtten alle seine Schätze und Kostbarkeiten, die er sich in Rom erbeutet hatte, mit in das Grab. Platen hat in seinem bekannten Gedichte dieses Begebenheit poetisch geschildert. Man hat vor Kurzem ein deutscher Gelehrter der italienischen Regierung den Vorschlag gemacht, ihm eine Unterthänigkeit zu gewähren, damit er das Grab dieses Vorkämpfers auffinden und öffnen könne. Die Schätze und Kunstwerke, die in diesem Grab gefunden werden sollten, würden dann größtentheils dem italienischen Staate zu fallen. Das römische Kabinett ver sprach, diesen Vorschlag in Erwägung zu ziehen. In Siditalia, besonders aber in dem Städtchen Colenza selbst, hat die Nachricht, daß man nun plane, Alarichs Grab aufzuheben und so öffnen, große Erregung hervorgerufen, und die Tagesblätter dort bepreden dieses Ereignis eifrig. In Folge einer Aufforderung der „Corriere di Napoli“ hat sich nun dessen Korrespondent in Colenza zu einem dortigen Alterthumsforscher, der schon vor Jahren eine Monographie über den Ort geschrieben hat, begeben, um dessen Ansichten über den Vorschlag des deutschen Gelehrten zu hören. Dieser theilte ihm hierzu folgendes mit: Die ersten Berichte über die Belegung Alarichs lieferte der Chronist der Westgoten, Jornandes, der selbst ein Sohn dieses Volkes war. In seinem Geschichtswerke, das den Titel führt „De Rebus Gothicis“, erzählt er, daß Alarich

im Flusse Vujento, der damals an den Stadtmauern von Colenza floß, begraben wurde. Spätere Chronisten bestätigten diese Meldung, fügten jedoch gleichzeitig hinzu, daß die Grabstätte sich eigentlich dort befände, wo der Zusammenhang (confluens) eines Baches mit dem Vujento erfolgt. Man nimmt daher allgemein an, daß Alarich dort beisetzt wurde, wo sich der Canal in den Vujento ergießt. Nun ist wohl zu beachten, daß das heutige Colenza nicht mehr auf derselben Stelle liegt, wo die alte Stadt stand, und natürlich liegen auch die heutigen Stadtmauern nicht auf dem ursprünglichen, läßt ihn auf die Füße der stehenden jungen Person fallen und ruf: „Meine Schindige, ich bin frohlos! — verzeihen Sie meine Ungehörigkeit! — Gott, haben Sie entzückende Füßchen!“ und die Bescheidenheit ist gemacht. Zeit noch unangenehmer als der Herr, der durchaus reden will, ist der Mitreisende, der beständig läst. Raum hat sich der Zug in Bewegung gesetzt, so holt er Souleler, Salz, Würstchen, Butterbrode mit Schinken, Apfelsinen und Pfäumen hervor, natürlich Alles in Zeitungspapier eingewickelt. Diese Mundvortheile breitet er gemächlich auf seinen Knien aus. Man kann noch von Glück reden, wenn er keinen Passagier oder Kaufleute aus dem Gewande nimmt. Er ist mit schmerzlichen Begeben; man hat die eigenhämliche Empfindung, daß er Bestücke in die Natur macht. Es ist geradezu die Pflicht der Reisenden, diesen Genüß zu vermeiden, wenn sie verderben. Man beginne in zarter Weise mit der Frage: „Wie denken Sie über die Weisheit in Indien?“ Hilft das nicht, so fahre man mit einer klugen Wendung fort: „Die Unabwendigkeit, die heututage dem Verkauf von Lebensmitteln herrscht, ist geradezu ekelverregend! (Aberes Wort kann man auch zwei-, dreimal wiederholen!) Die Würstchen, die Sie da essen, sehen zwar sehr delicia aus, aber wenn man bedenkt, wer Alles je schon vorher in die Hände genommen hat, wie oft sie im Laden vielleicht schon auf die Erde gefallen sind, kann man wirklich den Appetit verlieren!“

Haarschwund und Haalföppigkeit.

In der „Zgl. Wch.“ äußert sich ein Arzt über dieses wichtige Thema folgendermaßen: Da die Haalföppigkeit recht durchaus nicht verständig, im Gegentheil oftmals recht vernünftig, so ist es sehr natürlich, daß Fremde, wenn er bei sich einen allzu reichlichen Ausfall der Haare bemerkt, in nicht geringe Verwirrung versetzt wird. Bemerkenswert hier werden, daß auch ein regelmäßiger Ausfall von Haaren vorkommt, daß also bei ihnen stete Erneuerung sich vollzieht. Von dem Augenwimpern beträgt zum Beispiel die Lebensdauer jedes einzelnen Haars, wie sorgfältige Beobachtungen gezeigt haben, durchschnittlich 125 Tage, nach deren Ablauf die Wimper ausfällt und durch eine neue ersetzt wird. Handelt es sich also nicht um einen solchen, sondern um einen bedeutend reichlicheren Ausfall von Haaren, für die ein Ersatz nicht wieder stattfindet, so ist die Bekämpfung allerdings berechtigt. Gewöhnlich werden dann Kerze und Zelen um Wasch geirgt und bald heilend, bald jenes Mittel zur Bekämpfung des Haarschwundes empfohlen und angewandt. Die Zahl dieser Mittel zur Stärkung des Haarbodens ist ungezogen groß, und einzelne sind auch recht feindtöndlich; das ist je indes alle recht wenig leisten, beweist die Thatfache, daß die Gänge trotzdem nicht aus der Welt geschafft ist, sondern immer häufiger wird. Von dem Haarschwund nach Jenseitensichtweisen will ich hier nicht reden, zumal da noch ihnen, wie z. B. beim Typhus, die Haare später fast immer vollkommen sich erneuern. Auch von einem zeitlich leiten, durch eine bestimmte Bakterienart hervorgerufenen, immer in Kreisform erfolgenden und daher mit einer Tourer verblühenen Haarschwund und dessen Bekämpfung will ich hier nicht reden, sondern nur von dem scheinbar ohne jeden Grund erfolgenden Haarschwund. Bei Kruppen und Laten ist die Ansicht sehr verbreitet, daß der Haarschwund eine Folge der sogenannten Schuppenbildung auf der Kopfhaut sei; diese Schuppen bilden zum Theil aus abgetroffenen Fetzen der Kopfhaut, zum Theil sind es verdorrte Ansätzebildungen aus den kleinsten Hautstrüßen. Es sollen diese Schuppen den Haarboden ungenügend beeinflussen. Wegen dieser Ansicht spricht indes die Beobachtung, daß bei einer großen Zahl von Leuten mit einer überaus zahlreicher Schuppenbildung der späteste Haarschwund nicht allein befehlt, sondern auch bestehen bleibt. Wenn man die Schuppenbildung nicht die Ursache des Haarschwundes ist, welche andere Gründe giebt es denn, die den Haarschwund ungenügend beeinflussen? Zunächst gehört dazu das zu häufige Schreiben der Haare. Bekannt ist, daß Frauen, die sich dem Haarschwunden setzen oder gar nicht unterziehen, zum Teil den kahlsten und düchsten Haarschwund zeigen, und daß bei Weibern ein Haarschwund nur an den nicht zum Kopf verwendeten Haarschwund eintraten pflegt. Jedem Haar scheidet einen Cylinder dar, der beim Schreiben an der einen Seite bloßgelegt wird, und dort mechanischen, chemischen, thermischen und bacteriellen Einflüssen einen bequemen Angriffspunkt bietet. Nach dem Haarschnitt sind die auf dem Scheitel wachsenden Haare mit ihrem nach oben offenen Ende irgendwelchen Schädlichkeiten vielmehr ausgesetzt als die sich dazugehörig bedeckenden Partien der Nacken- und Schläfenstellen und ist es daher erklärlich, daß der Scheitel zuerst kahl wird. Einen Beweis für die Thatfache, daß mechanische und thermische Schädlichkeiten, z. B. als Druck und Reibung, des Schrittwirbels, ein wesentlich schädigender Grund für den Haarschwund sind, hat eine Beobachtung geliefert, die in den 60er und 70er Jahren bei der Damenwelt sehr beliebt war, ich meine den Gignon, eine Modetendenz, bei der das Haar in einen beutelförmigen Wulst zusammengeschlungen

und auf dem Scheitel durch einen Kamm befestigt wurde, wobei fast immer zur Verhinderung und Vergrößerung der frühläufigen Haare Verwendung fanden. Es zeigte sich nun bald, daß am Scheitel, auf den die ganze Haarschwund brühte und der Luftwechsel verhindert war, sich eine kahle Stelle bildete, aus welchem Grunde das kahle Geschlecht diese Haarschwund dann bald wieder durch eine andere ersetzte. Ungünstige Lüftungsvorhältnisse ohne gleichzeitigen Druck sind an und für sich auch schon geeignet, den Haarschwund zu befördern. Die im Allgemeinen bedeutend geringere Luftdurchlässigkeit der weiblichen Kopfbedeckung gegenüber der männlichen trägt demnach dazu bei, daß die Zahl der lauffähigen Männer ganz erheblich größer ist, als die der Frauen. Leider wird es nicht für salonfähige gehalten, selbst in der wärmsten Sommerzeit den Cylinder oder Hüßhut mit dem bei weitem zweckmäßigeren Stroghut zu vertauschen, doch die Strafe kommt über sie und über ihre Hüter, nämlich in der Gestalt der Glatze. Eine der in hygienischer Beziehung für die Haare ungenügenden Kopfbedeckungen ist der Helm, aus welchem Grunde langjährige Träger eines solchen auch ziemlich nicht allzu großen Heberfuß von Haaren zu befragen pflegen. Von wie großem Einfluß ferner der ungenügende Zutritt von Luft und Licht auf die Einwickelung der Haare ist, lehrt die Erfahrung, daß falls Körperstellen, die für gewöhnlich nicht bedeckt gehalten werden, des Exponiments halber auch an anderen Orten, längere Zeit offen getragen werden, sie mit der Zeit einen härteren Haarschwund erhalten. Aus den obigen Erwägungen folgt also, daß die wirksamste Bekämpfung des Haarschwundes und der Haalföppigkeit fast ausschließlich auf hygienischen Gebiete möglich ist. Die Vermeidung eines allzu häufigen Haarschneidens, ferner das Tragen von leichten und luftdurchlässigen Kopfbedeckungen sind die besten Mittel, den Haarschwund zu erhalten oder zu kräftigen.

Kinder-Philosophie.

Gedeminnung und rührend, wie der Stein, den das Kind selbst auf ein Grabmal, nicht jedes bekanntes Wort aus Erinnerung. Niemand wagt es, dieses, das natürliche Gemüthsinteresse für das Kind und die Freude an den Offenbarungen seiner Natur, die aus den Kindesäußerungen zu sich spricht. Worin dieser Reiz besteht, das erkennen wir aus dem einzelnen Worte nicht. Es tritt aus der Kinderbeobachtung einen Weg durch die Veranschaulichung und Bekanntheit an, erfreut überaus, ohne uns doch einen Eindruck in den Sinn, die Urkräfte seines eigenhämischen Baues zu gewinnen.

Was das einzelne Kindermotiv nicht vermag, das bewirkt indes die Anhäufung. Aus einer größeren Anzahl von Kinderschilderungen gewinnen wir leichter die Einsicht in den Grund ihrer Annäherung, ertrickenden Wirkung. Und diese Einsicht ist überaus genaug. Sie hängt mit dem Reiz in unserer Wesen begründeten reifmässigen Zug zusammen, der uns allen eigen ist, mit der latenten Kulturumfassung, die ungenügend in uns Allen tief vom ersten Erwachen der Weltkenntnis bis zu ihrem Gelingen. Was am Kind uns so amüßend und rührend erscheint, das ist zum guten Theil keine weltliche Beschäftigung auf das eigene Ziel. Es ist sich selbst das Ziel und hat nichts von Beziehungen zur Menschheit, zur Kultur, zur Gesellschaft, nichts von Pflichten und Rechten, es ist ein kleiner Unsichtbarer inmitten aller Trübheit, eine Art Philoſoph des Unbewußten. Was dem Kindermotiv keinen Reiz giebt, das ist die aus dem gekennzeichneten Zustande fließende Voraussetzungslosigkeit.

Das Kind hat weder Summe noch Ziel. Es spricht in schillernder Unbefangenheit ganz ernst, was als Spiel aus uns wirkt, weil es frei ist von allen Rücksichten, Erwägungen, Kompromissen, die unter Leuten eienengen. Die Kritik des weltanschaulichen, einfachen, natürlichen Sinnes, des naiven Verstandes über die Komplikationen unserer Kultur und unserer gesellschaftlichen Konventionen, das ist das Kindermotiv. Und weil diese Kritik meist eine graufame ist, weil sie dem uns allen unentzogenen, wenn auch schlummernden Pessimismus schmeichelt, darum wirkt das Kindermotiv so ergötzlich auf uns Alle. Eine handvoll Kinderantworten, systemlos, zufällig angelesen, ohne Mühe zu darauf, ob sie alt oder neu sind, mag das im Zusammenhang benehmen. Im Zusammenhang liegen wir, denn die schädlichen sind, wie gesagt, zufällig angelesen und nicht mit Rücksicht auf die Zweckart, die sie für unsere Zwecke haben.

Ein hübsches kleines Mädchen hat rothes Haar und hirt von Nadeln und Nadeln oftmals ein heiliges Bedauern darüber. Unbewußt wird der hübschen Keim somit auch die ganze ihre Hauptarbeit ein Stein des Anstoßes. Die Organisma tröftet sie: „Kind, dein Haar hat der liebe Gott gemacht, und Alles, was er macht, ist gut.“

„Ich möchte dann aber doch lieber nicht wieder bei ihm landen lassen, Organisma“, entseht die Kleine und wirft entflohen den Kopf zurück.

Martha (sechz Jahre alt, zu ihrem neunzehnjährigen Bruder Robert): „Weißt Du John, Robert, bei Wärders oben hat der Storch drei Junger gehabt, was ich nicht weiß.“

Robert: „Sprich nicht solchen Unsinn, Martha, der Storch bringt nur Kinder, Gunde werden gefouren.“

